



Leseprobe

John Grisham
Der Gerechte
Roman

"Niemand versteht es heute besser, seine Leser gegen die Ungerechtigkeiten in der Welt in Wallungen zu bringen." *Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 11. September 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

**JOHN
GRISHAM**

DER GERECHTE

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Kristiana Dorn-Ruhl,
Bea Reiter und Imke Walsh-Araya

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Teil 1

MISSACHTUNG DES GERICHTS

1

Mein Name ist Sebastian Rudd, und ich bin Strafverteidiger. Obwohl ich ziemlich prominent bin, werden Sie meinen Namen weder auf Werbetafeln, Bussen noch in großen Lettern auf dem Einband der Gelben Seiten finden. Ich zahle nicht dafür, ins Fernsehen zu kommen, dennoch bin ich oft auf dem Bildschirm zu sehen. Mein Name steht in keinem Telefonbuch. So etwas wie eine herkömmliche Kanzlei habe ich nicht. Ich trage legal eine Waffe, weil mein Name und mein Gesicht die Sorte von Menschen anziehen, die selbst Waffen tragen und kein Problem damit haben, sie zu benutzen. Ich lebe allein und schlafe für gewöhnlich auch allein. Für Freundschaften fehlen mir Geduld und Verständnis. Die Justiz ist mein Leben, was rund um die Uhr vollen Einsatz verlangt und hin und wieder von Erfolg gekrönt ist. Jemand hat einmal den Satz geprägt, die Justiz sei wie eine eifersüchtige Geliebte. Für mich ist sie mehr wie eine herrische Ehefrau, die das Budget kontrolliert. Es gibt kein Entrinnen.

Zurzeit muss ich in billigen Motels nächtigen, jede Woche in einem anderen. Nicht dass ich Geld sparen will. Nein, ich versuche, am Leben zu bleiben. Es gibt jede Menge Leute, die mich umbringen wollen, und einige davon haben das ziemlich deutlich zum Ausdruck gebracht. Im Studium sagt einem keiner, dass man vielleicht eines Tages jemanden verteidigt, dessen Verbrechen so abscheulich ist, dass selbst friedliche Bürger den Drang verspüren, zur Waffe zu greifen und zu drohen, den Angeklagten, dessen Rechtsanwalt und auch gleich noch den Richter zu erschießen.

Ich wurde schon häufiger bedroht. Das gehört dazu, wenn man ausschließlich echte Übeltäter verteidigt, eine Nische, in die ich mehr oder weniger per Zufall hineingeriet. Als ich vor zehn Jahren mit dem Studium fertig war, gab es kaum Arbeit für frischgebackene Anwälte. Zähneknirschend nahm ich einen Teilzeitjob als Pflichtverteidiger an. Danach landete ich in einer kleinen, unrentablen Kanzlei, die nur Strafsachen machte. Als die Kanzlei wenige Jahre später pleiteging, stand ich auf der Straße, wie viele andere, die ebenfalls verzweifelt versuchten, sich über Wasser zu halten.

Durch einen Fall wurde ich dann bekannt. »Berühmt« kann man es nicht nennen, denn welcher Anwalt in einer Stadt mit einer Million Einwohnern kann schon von sich sagen, er sei berühmt? Es gibt natürlich jede Menge kleine Lichter im Ort, die sich für superprominent halten. Sie betteln auf Werbetafeln mit Zahnpastalächeln um Firmenpleiten oder bringen in Fernsehwerbespots wortreich ihre Sorge um den Gesundheitszustand potenzieller Mandanten zum Ausdruck. Allerdings müssen sie für ihre Auftritte bezahlen – im Gegensatz zu mir.

Die billigen Motels wechseln wöchentlich. Ich stecke mitten in einem Prozess in einem trostlosen Kaff namens Milo, zwei Stunden entfernt von der Stadt, in der ich wohne. Ich habe die Pflichtverteidigung für Gardy Baker übernommen, einen achtzehnjährigen retardierten Schulversager, dem vorgeworfen wird, zwei kleine Mädchen umgebracht zu haben. Es geht um eines der schlimmsten Verbrechen, die ich je erlebt habe, und ich habe schon viele gesehen. Meine Mandanten sind fast immer schuldig, also verschwende ich nicht viel Zeit damit, mir Gedanken darüber zu machen, ob sie ihr Urteil verdienen. Gardy jedoch ist unschuldig, was allerdings keinen interessiert. Für Milo zählt nur, dass er zum Tode verurteilt und hingerichtet wird, damit sich die Stadt endlich besser fühlen und zur Normalität übergehen kann. Welche Normalität? Ich habe keine Ahnung, und es ist mir auch egal. Dieser Ort bewegt sich seit

fünfzig Jahren rückwärts in der Zeit, und ein lausiges Urteil wird daran nichts ändern. Man hört und liest, dass Milo einen »Schlussstrich« brauche, was immer das heißen soll. Man muss schon sehr beschränkt sein, um zu glauben, dass diese Stadt plötzlich blühen und gedeihen und mehr Toleranz entwickeln wird, nur weil Gardy die Nadel gesetzt bekommt.

Mein Auftrag ist vielschichtig und kompliziert und zugleich ziemlich einfach. Ich werde vom Staat dafür bezahlt, einen Angeklagten zu verteidigen, der eines Kapitalverbrechens beschuldigt wird, erstklassig und nach allen Regeln der Kunst, in einem Gerichtssaal, in dem mir niemand zuhört. Gardy wurde praktisch am Tag seiner Verhaftung verurteilt, sein Prozess ist nur noch eine Formalität. In tumbem Eifer erfanden die Polizisten alle Anklagepunkte und fälschten Beweismittel. Der Staatsanwalt weiß das, hat aber kein Rückgrat, zumal er nächstes Jahr wieder ins Amt gewählt werden will. Der Richter schläft. Die Geschworenen sind nette, einfache Menschen, die mit großen Augen der Verhandlung folgen und mehr als bereit sind, die Lügen ihrer Staatsvertreter im Zeugenstand zu glauben.

Milo verfügt zwar über eine Reihe billiger Motels, doch ich kann mich unmöglich in der Stadt aufhalten. Man würde mich lynchen oder häuten oder auf dem Scheiterhaufen verbrennen, bestenfalls würde mir ein Heckenschütze eine Kugel zwischen die Augen jagen, dann wäre es wenigstens schnell vorbei. Beamte der State Police, nicht lokale Polizisten, sollen mich während des Prozesses beschützen, doch ich habe den Eindruck, dass sie ihre Aufgabe nicht ernst nehmen. Sie starren mich genauso an wie die meisten anderen Menschen in Milo. Für sie bin ich ein Eiferer mit langen Haaren, der krank im Kopf sein muss, weil er sich für die Rechte von Kindermördern und dergleichen Abschaum einsetzt.

Momentan hause ich in einem Hampton Inn fünfundzwanzig Autominuten von Milo entfernt, für sechzig Dollar die Nacht, die ich

später vom Staat erstattet bekommen werde. Im Zimmer nebenan wohnt Partner, mein ständiger Begleiter. Partner ist von massiger Statur, stets schwer bewaffnet und trägt immer schwarze Anzüge. Er ist mein Chauffeur, Bodyguard, Vertrauter, Assistent, Golfcaddie und einziger Freund. Seit ihn eine Jury für nicht schuldig befunden hat, einen verdeckten Drogenermittler getötet zu haben, ist er mir treu ergeben. Wir verließen den Gerichtssaal Arm in Arm und sind seither unzertrennlich. Mindestens zweimal haben Polizisten außer Dienst versucht, ihn umzubringen. Einmal hatten sie es auf mich abgesehen.

Noch haben wir uns nicht kleinkriegen lassen. Auch wenn wir immer mit gesenktem Kopf herumlaufen.

2

Um acht Uhr morgens klopft Partner an meine Tür. Es ist Zeit. Wir wünschen uns einen guten Morgen und steigen in meinen Wagen, einen aufwendig umgebauten, großen schwarzen Ford-Transporter. Da mir das Fahrzeug als Büro dient, wurden die Rücksitze so angepasst, dass man sie an einen Tisch drehen kann, der sich an die Wand klappen lässt. Es gibt ein Sofa, auf dem ich des Öfteren die Nacht verbringe. Alle Fensterscheiben sind geschwärzt und kugelsicher. Außerdem zur Ausstattung gehören ein Fernseher, eine Stereoanlage, Internet, Kühlschrank, eine Bar, zwei Schusswaffen und ein Satz Kleidung zum Wechseln. Ich setze mich neben Partner auf den Beifahrersitz, und wir wickeln Frühstückssandwichs mit Würstchen aus der Packung, während wir vom Parkplatz rollen. Zwei Polizeiwagen in Zivil eskortieren uns nach Milo, einer vor uns, der andere hinter uns. Die letzte Todesdrohung kam vor zwei Tagen per E-Mail.

Partner redet nur, wenn er angesprochen wird. Ich habe diese Regel nicht aufgestellt, aber ich finde sie großartig. Es macht ihm überhaupt nichts aus, wenn lange Pausen im Gespräch entstehen, ebenso wenig wie mir. Nachdem wir jahrelang praktisch gar nicht miteinander gesprochen haben, haben wir gelernt, uns über Nicken und Zwinkern wortlos zu verständigen. Auf halbem Weg nach Milo schlage ich eine Akte auf und fange an, mir Notizen zu machen.

Der Doppelmord war so abscheulich, dass keiner der ortsansässigen Anwälte sich darauf einlassen wollte. Dann wurde Gardy verhaftet. Ein Blick genügt, und man weiß, er war es. Lange, pechschwarz gefärbte Haare, ein erstaunliches Sortiment von Piercings vom Hals aufwärts und Tattoos über den restlichen Körper verteilt, passende Stahlohringe, farblose kalte Augen und ein Grinsen, das nichts anderes sagt als: »Klar, ich hab's getan, na und?« Als zum ersten Mal in der Lokalzeitung von Milo über ihn berichtet wurde, hieß es, er sei »Mitglied einer satanischen Sekte, die für sexuellen Missbrauch von Kindern bekannt ist«.

So viel zum Thema objektive Berichterstattung. Gardy war nie Mitglied einer Sekte, und der angebliche Kindesmissbrauch ist nicht das, wonach es aussieht. Doch von diesem Moment an war Gardy schuldig, und ich kann immer noch nicht fassen, dass wir bis jetzt durchgehalten haben. Sie wollten ihn schon vor Monaten aufknüpfen.

Natürlich hatte jeder Anwalt in Milo die Tür verriegelt und das Telefon abgestellt. Es gibt in der Stadt kein staatlich finanziertes Büro für Pflichtverteidiger, dafür ist sie zu klein. Mittellose Mandanten werden vom Richter freischaffenden Anwälten zugewiesen. Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz, dass die jungen Anwälte diese schlecht bezahlten Fälle übernehmen, weil (1) irgendjemand sie erledigen muss und weil (2) die älteren das auch gemacht haben, als sie jung waren. Doch niemand erklärte sich bereit, Gardy zu verteidigen, und wenn ich ehrlich bin, kann ich ihnen das nicht

verdenken. Es ist ihre Stadt, ihr Leben, und sich an die Seite eines Psychomörders zu stellen kann eine Karriere im Keim ersticken.

Als Gesellschaft wollen wir glauben, dass auch jemand, der ein schweres Verbrechen begangen hat, einen fairen Prozess verdient. Doch manche haben Probleme mit der Vorstellung, dass man dafür einen kompetenten Verteidiger braucht. Anwälte wie ich hören immer wieder die Frage: »Wie kann man so einen Abschaum vertreten?«

»Jemand muss es tun«, entgegnete ich dann, ehe ich mich abwendete.

Wollen wir wirklich faire Prozesse? Nein. Wir wollen Gerechtigkeit, und das schnell. Und was ist Gerechtigkeit? Das, was wir von Fall zu Fall dafür halten.

Es könnte genauso gut sein, dass wir nicht an faire Prozesse glauben, weil wir so etwas gar nicht haben. Die Unschuldsvermutung gilt längst nicht mehr. Die Beweislast ist nichts als eine Posse, weil die Beweise allzu oft lügen. Hinreichende Schuld bedeutet: Wenn es hinreichend wahrscheinlich ist, dass er die Tat begangen hat, wird er von der Straße geholt.

Jedenfalls machten sich sämtliche Anwälte aus dem Staub, sodass Gardy keinen hatte. Es sagt viel über meinen Ruf aus – das kann man positiv oder negativ sehen –, dass es nicht lange dauerte, bis mein Telefon klingelte. In diesem Winkel des Bundesstaats weiß in Justizkreisen jeder: Wenn du sonst niemanden findest, ruf Sebastian Rudd an. Der übernimmt jeden Fall.

Nachdem Gardy verhaftet worden war, strömte vor dem Gefängnis eine Meute zusammen, die nach Gerechtigkeit rief. Während die Polizei ihn in Ketten zu dem Transporter führte, der ihn zum Gericht bringen sollte, beschimpfte ihn die Menge und bewarf ihn mit Tomaten und Steinen. Das Lokalblatt berichtete ausführlich darüber, und sogar die regionalen Abendnachrichten brachten einen Beitrag. Ich bettelte den Richter um eine Verlegung des Gerichtsortes

an, mindestens hundertfünfzig Kilometer entfernt, damit wir wenigstens ein paar Geschworene finden würden, die den Jungen nicht beworfen oder am Abendbrottisch über ihn geschimpft hatten. Vergeblich. Alle Anträge, die ich im Vorfeld des Verfahrens einreichte, wurden abgelehnt.

Die Stadt will Gerechtigkeit. Die Stadt will einen Schlusstrich ziehen.

Als wir auf der Rückseite des Gerichts in eine kurze Einfahrt einbiegen, ist zwar kein Mob da, aber ein paar der üblichen Agitatoren haben sich eingefunden. Sie stehen hinter einer Polizeibarrikade in der Nähe und halten deprimierende Transparente mit schlaun Sprüchen hoch wie: »Hängt den Babykiller«, »Satan wartet schon« und »Rudd raus aus Milo«. Es sind etwa ein Dutzend arme Irre, die sich versammelt haben, um mir entgegenzujohlen und, noch wichtiger, ihren Hass auf Gardy zu demonstrieren, der in etwa fünf Minuten eintreffen wird. In den Anfangstagen des Prozesses zog das Grüppchen noch Kameras an, und ein paar der Demo-Teilnehmer schafften es sogar in die Zeitung, mitsamt ihren Schildern. Das spornte sie natürlich an, und seither sind sie jeden Morgen da. Fat Susie hält das »Rudd raus«-Schild hoch und macht ein Gesicht, als wollte sie mich sofort erschießen. Bullet-Bob behauptet, mit einem der toten Mädchen verwandt gewesen zu sein (die Schwestern waren), und wird mit einem Satz zitiert, der sinngemäß bedeutet, dass der Prozess sowieso Zeitverschwendung sei.

Leider hat er damit recht.

Als der Van gehalten hat, steigt Partner aus und eilt auf meine Seite, wo sich drei junge Polizeibeamte zu ihm gesellen, die genauso breit sind wie er. Ich steige aus und begeben mich bestens abgeschirmt zur Hintertür des Gerichtsgebäudes, während Bullet-Bob mich als »Hure« beschimpft. Wieder einmal geschafft. Mir ist nicht bekannt, dass in jüngerer Zeit ein Strafverteidiger während eines laufenden Verfahrens auf dem Weg ins Gericht niedergeschossen

wurde. Aber ich habe mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass es für alles ein erstes Mal gibt.

Wir steigen eine schmale Hintertreppe hoch, und ich werde in die Wartezelle geführt, einen kleinen fensterlosen Raum, wo früher Gefängnisinsassen warten mussten, ehe sie dem Richter vorgeführt wurden. Wenige Minuten später erscheint Gardy, unverletzt. Partner verlässt den Raum und schließt die Tür.

»Wie geht's?«, frage ich, als wir allein sind.

Gardy lächelt und reibt sich die Handgelenke, die für ein paar Stunden nicht gefesselt sein werden. »Ganz gut, glaube ich. Hab nicht viel geschlafen.« Er hat auch nicht geduscht, weil er sich vor dem Duschen fürchtet. Hin und wieder hat er es versucht, doch sie stellen das warme Wasser nicht für ihn an. Also stinkt Gardy nach altem Schweiß und dreckigen Laken, und ich bin dankbar, dass er von der Jury weit genug entfernt ist. Die schwarzen Haare entfärben sich allmählich, und seine Haut wird zunehmend blasser. Er bleicht vor den Augen der Geschworenen förmlich aus, was die als ein weiteres Zeichen für seine animalische Seite und sein Faible für Satan nehmen.

»Was passiert heute?«, fragte er mit fast kindlicher Neugier. Mit einem IQ von siebzig ist er nur ganz knapp überhaupt schuldfähig und für eine Hinrichtung qualifiziert.

»Leider wieder nur das Gleiche, Gardy. Immer wieder das Gleiche.«

»Können Sie nicht machen, dass die aufhören zu lügen?«

»Nein.«

Der Staat hat keine objektiven Beweise, die Gardy mit den Morden in Verbindung bringen. Nicht einen einzigen. Statt aber diesen Mangel an Beweisen zu berücksichtigen und den Fall neu zu überdenken, tut der Staat, was er häufig tut: mit Lügen und Falschaussagen alles niederwalzen.

Gardy hat sich zwei Wochen lang im Gerichtssaal mit geschlossenen Augen die Lügen angehört und dazu den Kopf geschüttelt.

Er kann den Kopf stundenlang schütteln. Die Geschworenen müssen ihn für geisteskrank halten. Ich habe ihm gesagt, dass er damit aufhören soll, dass er sich gerade hinsetzen und einen Stift in die Hand nehmen soll, mit dem er etwas auf einen Block kritzelt, als hätte er ein Hirn und wollte sich wehren. Doch das kann er einfach nicht, und ich darf bei Gericht keinen Streit mit meinem Mandanten vom Zaun brechen. Ich habe ihm auch gesagt, dass er die Tattoos an Armen und Hals bedecken soll, doch er trägt sie mit Stolz. Ich habe ihm gesagt, er soll die Piercings ablegen, doch er besteht darauf, er selbst zu sein. Die schlaunen Leute, die das Gefängnis von Milo leiten, verbieten Piercings aller Art, außer natürlich man heißt Gardy und ist auf dem Weg in seine eigene Verhandlung. Dann darf man sie überall im Gesicht tragen. Sieh möglichst schaurig und krank und satanisch aus, Gardy, dann fällt es deinen Mitmenschen noch leichter, dich schuldig zu sprechen.

An einem Nagel hängt ein Kleiderbügel mit dem weißen Hemd und der Baumwollhose, die er bis jetzt jeden Tag anhatte. Ich habe das billige Outfit bezahlt. Langsam öffnet er den Reißverschluss seines orangefarbenen Gefängnisoveralls und steigt hinaus. Er trägt keine Unterwäsche, was mir gleich am ersten Tag aufgefallen ist und was ich seither zu ignorieren versuche. Es dauert, bis er sich angezogen hat. »So viele Lügen«, sagt er.

Und er hat recht. Der Staat hat bislang neunzehn Zeugen aufgerufen, und kein Einziger davon konnte der Versuchung widerstehen, Lügen zu erzählen oder zumindest hier und da etwas auszuschnüffeln. Der Pathologe, der die Autopsie im kriminaltechnischen Labor gemacht hat, erklärte der Jury, die beiden kleinen Opfer seien ertrunken; allerdings sei die »stumpfe Gewalteinwirkung« auf ihre Köpfe ein »erschwerender Faktor« gewesen. Der Staatsanwaltschaft ist es am liebsten, wenn die Jury glaubt, die Mädchen seien vergewaltigt und bewusstlos geprügelt worden, ehe sie in den Teich geworfen wurden. Es gibt keinerlei objektive Beweise dafür, dass sie

sexuell missbraucht wurden, doch das hat die Staatsanwaltschaft nicht im Mindesten davon abgehalten, diesen Punkt für ihre Argumentationslinie zu verwenden. Ich zankte mich drei Stunden lang mit dem Pathologen, doch es ist schwer, mit einem Fachmann zu streiten, selbst wenn er noch so inkompetent ist.

Da der Staat keine Beweise hat, muss er welche erfinden. Die absurdeste Zeugenaussage kam von einem Knastspitzel namens Smut. Smut ist ein erfahrener Lügnerzähler, der regelmäßig vor Gericht aussagt und alles erzählt, was der Staatsanwalt von ihm hören will. In Gardys Fall war es so, dass Smut gerade wegen einer Drogensache wieder einmal hinter Gittern saß und eine Haftzeit von zehn Jahren vor sich hatte. Die Polizei brauchte Aussagen, und selbstverständlich stand Smut gern zu ihrer Verfügung. Sie lieferten ihm Einzelheiten des Verbrechens und verlegten Gardy anschließend von einer regionalen Haftanstalt in das Bezirksgefängnis, in dem Smut einsaß. Gardy hatte keine Ahnung, warum er transferiert wurde und dass er geradewegs in eine Falle tappte. (Das war, ehe ich hinzukam.) Sie steckten Gardy in Smuts kleine Zelle, der ihm jede erdenkliche Hilfe anbot. Er behauptete, er hasse die Cops und kenne ein paar gute Anwälte. Er habe von den Morden an den beiden Mädchen gelesen und wisse unter Umständen, wer sie wirklich getötet habe. Da Gardy nichts über die Morde wusste, konnte er dazu nichts sagen. Dennoch behauptete Smut vierundzwanzig Stunden später, dass er ein Geständnis gehört habe. Die Polizei holte ihn aus der Zelle, und Gardy sah ihn nicht wieder – bis zum Prozess. Als Zeuge erschien Smut ordentlich in Hemd und Krawatte mit frischem Haarschnitt, die Tattoos vor den Geschworenen verborgen. Erstaunlich detailgetreu berichtete er von Gardys »Ausführungen« darüber, wie der den beiden Mädchen in den Wald gefolgt sei, sie von ihren Fahrrädern gestoßen, geknebelt und gefesselt habe, sie dann gequält, missbraucht und geprügelt habe, um sie schließlich in den Teich zu werfen. In Smuts

Version war Gardy mit Drogen vollgepumpt und hatte Heavy Metal gehört.

Was für ein Auftritt. Ich wusste, dass alles gelogen war, ebenso wie Gardy und Smut sowie die Polizeibeamten und der Staatsanwalt, und vermutlich hatte auch der Richter seine Zweifel. Die Geschworenen indessen schluckten schwer vor Entsetzen und starrten hasserfüllt auf meinen Mandanten, der das mit geschlossenen Augen und Kopfschütteln hinnahm. Nein, nein, nein. Smuts Aussage war so atemberaubend grausam und mit Details gespickt, dass es wirklich kaum zu glauben war, dass er alles erfunden hatte. Niemand kann so lügen wie er.

Ich nahm Smut acht Stunden lang in die Zange, einen ganzen zermürenden Tag lang. Der Richter war schlecht gelaunt, die Jury übernächtigt, doch ich hätte eine ganze Woche so weitermachen können. Ich fragte ihn, wie oft er schon in Strafverfahren ausgesagt habe. Er meinte, vielleicht zweimal. Ich holte die Unterlagen hervor, half seinem Gedächtnis auf die Sprünge und ging alle anderen neun Prozesse durch, in denen er für unsere aufrichtigen und gerechten Staatsanwälte ebenfalls Wunder vollbracht hatte. Nachdem seine vage Erinnerung wieder etwas geschärft war, fragte ich ihn, wie oft seine Strafe schon reduziert worden sei, nachdem er vor Gericht gelogen habe. Er sagte, nie, also ging ich noch einmal alle neun Verfahren durch. Ich legte die Akten vor, um allen, insbesondere den Geschworenen, klarzumachen, dass Smut ein notorischer Lügner war, der Falschaussagen lieferte und im Gegenzug Strafmilderung bekam.

Ich gebe zu, ich kann mich bei Gericht ereifern, und das ist oft kontraproduktiv. Bei Smut verlor ich die Nerven und hackte so erbarmungslos auf ihn ein, dass einige der Geschworenen Mitleid bekamen. Irgendwann forderte mich der Richter auf, zur Tagesordnung überzugehen, doch ich folgte nicht. Ich hasse Lügner, vor allem solche, die schwören, die Wahrheit zu sagen und nichts als

die Wahrheit, und dann falsch aussagen, dass sich die Balken biegen, um meinen Mandanten ans Messer zu liefern. Ich brüllte Smut an, der Richter brüllte mich an, und eine Zeit lang schien es, als würden alle ziellos durcheinanderbrüllen. Das war Gardys Sache nicht gerade zuträglich.

Man sollte meinen, der Staatsanwalt hätte in seiner Parade aus Lügnern wenigstens *einen* glaubwürdigen Zeugen zu bieten, doch dazu wäre eine gewisse Intelligenz nötig. Sein nächster Zeuge war ebenfalls ein Häftling, wieder ein Junkie, der aussagte, dass er in der Nähe von Gardys Zelle im Flur gestanden und dessen Geständnis gegenüber Smut gehört habe.

Lügen über Lügen.

»Bitte machen Sie, dass die aufhören«, sagt Gardy.

»Ich versuche es, Gardy. Ich tue, was ich kann. Wir müssen los.«

3

Ein Polizeibeamter führt uns in den Gerichtssaal, der wieder voller Menschen ist und vor angespannter Besorgnis vibriert. Es ist der zehnte Tag der Zeugenaussagen, und inzwischen glaube ich, dass in diesem Kaff sonst nichts passiert. Wir bieten Abwechslung! Der Saal ist bis auf den letzten Platz besetzt, sogar an den Wänden stehen Besucher. Zum Glück ist es draußen kühl, sonst würde uns allen der Schweiß auf der Stirn stehen.

Bei Mordprozessen müssen immer zwei Verteidiger zugegen sein. Mein Kollege Trots ist ein dicker, dummer Junge, der seine Lizenz lieber verbrennen und den Tag verfluchen sollte, an dem er beschlossen hat, vor einem Gericht aufzutreten. Er stammt aus einer Kleinstadt dreißig Kilometer entfernt, weit genug, wie er dachte, um ihn vor den Unannehmlichkeiten zu schützen, die mit dem

Gardy-Albtraum einhergehen. Trots hatte sich freiwillig für die Prozessvorbereitung gemeldet und eigentlich geplant abzuspringen, sollte es tatsächlich zu einem Prozess kommen. Der Plan ging allerdings schief. Er vermasselte die Vorbereitung wie ein echter Anfänger und versuchte dann, sich aus der Affäre zu ziehen. Doch der Richter ließ ihn nicht. Trots freundete sich mit der Idee an, in der zweiten Reihe zu sitzen, um Erfahrungen zu sammeln, den Druck eines echten Prozesses zu spüren und so weiter, doch nach mehreren Todesdrohungen gab er auf. Zu meinem Alltag gehören Todesdrohungen genauso wie mein Morgenkaffee und lügende Polizisten.

Ich reichte drei Anträge ein, um Trots loszuwerden, die selbstverständlich alle abgelehnt wurden. Und so haben Gardy und ich einen Volltrottel am Hals, der alles andere als eine Hilfe ist, ganz im Gegenteil. Trots hat sich so weit wie möglich von uns weggesetzt, was ich ihm angesichts von Gardys mangelnder Hygiene nicht einmal verdenken kann.

Gardy hat mir erzählt, dass Trots bei seiner ersten Vernehmung im Bezirksgefängnis regelrecht empört war, als er sagte, er sei unschuldig. Sie hätten sich deswegen sogar gestritten. Verhält sich so ein engagierter Verteidiger?

Und so sitzt Trots am anderen Ende des Tisches, den Kopf über sein nutzloses Gekritzel gebeugt, ohne zu sehen oder zu hören, und spürt die Blicke all derer im Nacken, die uns hassen und uns mitsamt unserem Mandanten aufknüpfen wollen. Trots glaubt, dass auch dieser Kelch an ihm vorübergehen wird und er mit Leben und Laufbahn weitermachen kann, sobald dieser Prozess abgeschlossen ist. Aber da hat er sich geschnitten. Ich werde sobald wie möglich eine Beschwerde bei der Anwaltskammer einreichen, in der ich ihm »unzureichende juristische Assistenz« im Vorfeld und während des Prozesses bescheinigen werde. Ich habe so etwas schon öfter getan, und ich weiß, wie das aussehen muss, damit es nachhaltig wirkt. Ich trage meine eigenen Kämpfe mit der Kammer aus und weiß,

wie es läuft. Wenn ich mit Trots fertig bin, wird er nichts anderes mehr wollen, als seine Lizenz abzugeben und sich einen Job bei einem Gebrauchtwagenhändler zu suchen.

Gardy sitzt in der Mitte des Tisches. Trots sieht seinen Mandanten nicht an und spricht auch nie mit ihm.

Staatsanwalt Huver kommt auf uns zu und reicht mir ein Blatt Papier. Grußlos. Wir sind so weit jenseits selbst der hohlsten Höflichkeitsphrasen, dass schon das leiseste Brummen eine Überraschung wäre. Ich hasse diesen Mann genauso, wie er mich hasst, doch ich habe einen Vorteil in diesem Spiel. Ich habe beinahe monatlich mit selbstgerechten Staatsanwälten zu tun, die lügen, betrügen, mauern, vertuschen, die berufsethischen Richtlinien ignorieren und alles für einen Schuldspruch tun, selbst wenn sie die Wahrheit kennen und wissen, dass sie im Unrecht sind. Ich kenne die Brut also, diese Unterklasse von Juristen, die über dem Recht zu stehen glauben, weil sie sich für das Recht halten. Huver dagegen kommt selten in Berührung mit Kalibern wie mir, weil er – gewiss zu seinem Leidwesen – selten mit Sensationsfällen zu tun hat und praktisch nie mit Angeklagten, die sich von einem Pitbull wie mir beschützen lassen. Wenn er öfter mit solchen Fällen konfrontiert würde, dann würde er uns vermutlich souveräner hassen. Ich hingegen habe darin mehr Übung, weil für mich der Hass zum täglichen Leben gehört.

Ich nehme das Blatt und frage: »Wer ist heute Ihr Lügner des Tages?«

Ohne zu antworten, geht er die wenigen Meter zurück zu seinem Tisch, wo seine kleine Assistentenbande in dunklen Anzügen sitzt und wichtig die Köpfe zusammensteckt und für die eigenen Fans posiert. Das hier ist die größte Show ihrer erbärmlichen Provinzkarriere, und ich habe immer wieder den Eindruck, dass jeder aus dem Büro des Bezirksstaatsanwalts, der gehen, sprechen, einen billigen Anzug und eine neue Aktenmappe tragen kann, sich

mit an diesen Tisch klemmen darf, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen.

Der Gerichtsdienner kläfft, ich erhebe mich, Richter Kaufman tritt ein, wir setzen uns. Gardy weigert sich, zu Ehren des großen Mannes aufzustehen. Anfangs war der Richter deswegen sauer. Am ersten Tag des Prozesses – es kommt mir vor, als wäre das Monate her – fuhr er mich an: »Mr. Rudd, würden Sie Ihrem Mandanten bitte sagen, dass er sich erheben soll?«

Ich folgte der Aufforderung, doch Gardy weigerte sich. Das wiederum war peinlich für den Richter, und wir sprachen später in seinem Büro darüber. Er drohte, meinen Mandanten wegen Missachtung des Gerichts während des gesamten Prozesstages in der Zelle zu lassen. Ich ermutigte ihn dazu, ließ jedoch durchblicken, dass eine derartige Überreaktion in einem Berufungsverfahren gewiss große Beachtung finden würde.

Gardy bemerkte dazu nur weise: »Was können die mir denn antun, was sie mir nicht schon angetan haben?« Und so beginnt Richter Kaufman jeden Morgen die Zeremonie mit einem langen, bösen Blick auf meinen Mandanten, der sich für gewöhnlich auf seinem Stuhl fläzt und in der Nase bohrt oder mit geschlossenen Augen nickt. Es ist unmöglich zu sagen, wen Kaufman mehr hasst, Anwalt oder Mandant. Ganz wie der Rest von Milo ist er seit Langem von Gardys Schuld überzeugt. Und wie alle anderen in diesem Gerichtssaal hat er mich vom ersten Tag an verachtet.

Aber das macht nichts. In meiner Branche hat man selten Verbündete und macht sich sehr schnell Feinde.

Da er genauso wie Huver nächstes Jahr im Amt bestätigt werden will, setzt Kaufman sein falsches Politikerlächeln auf und begrüßt die Anwesenden zu einem neuen spannenden Tag auf der Suche nach der Wahrheit. Berechnungen zufolge, die ich einmal in der Mittagspause gemacht habe, als der Saal leer war, sitzen jetzt etwa dreihundertzehn Menschen hinter mir. Alle bis auf zwei, nämlich Gardys Mutter und

Schwester, beten fieberhaft für seine rasche Hinrichtung. Die zu ermöglichen liegt ganz bei Richter Kaufman, dem Richter, der bislang sämtliche Falschaussagen der Staatsanwaltschaft zugelassen hat. Manchmal scheint es mir, als fürchtete er, jedes Mal eine Stimme zu verlieren, wenn er einem meiner Einsprüche stattgibt.

Als alle sitzen, werden die Geschworenen hereingeholt. Es sind vierzehn Personen – die zwölf Auserwählten plus zwei Ersatzkandidaten, falls einer krank wird oder etwas falsch macht. Sie sind nicht kaserniert (obwohl ich das beantragt habe), dürfen also nach Hause gehen und beim Abendessen über Gardy und mich herziehen. Der Richter ermahnt sie jeden Tag, bevor sie gehen, kein Wort über den Fall zu verlieren, doch man hört sie förmlich im Auto auf dem Heimweg lästern. Ihre Entscheidung ist längst gefallen. Wenn sie jetzt abstimmen würden, noch bevor wir einen einzigen Zeugen der Verteidigung gehört haben, würden sie Gardy für schuldig befinden und seine Hinrichtung fordern. Dann würden sie als Helden heimkehren und den Rest ihres Lebens von seinem Prozess erzählen. Wenn Gardy die Nadel bekommt, werden sie stolz sein auf die besondere Rolle, die sie bei der Urteilsfindung gespielt haben. Sie werden jemand sein in Milo. Sie werden in ihrer Kirche Anerkennung finden, man wird ihnen gratulieren, sie auf der Straße ansprechen.

Immer noch verschnupft, begrüßt Kaufman sie, bedankt sich dafür, dass sie ihre staatsbürgerliche Pflicht erfüllen, und fragt mit ernster Miene, ob ein Dritter versucht habe, Kontakt zu ihnen aufzunehmen, mit dem Ziel, sie zu beeinflussen. Darauf folgen meist ein paar Blicke in meine Richtung, als hätte ich die Zeit, Kraft und Dummheit, abends auf den Straßen von Milo herumzustreichen, um den Geschworenen aufzulauern und sie (1) zu bestechen, (2) einzuschüchtern oder (3) anzuflehen. Inzwischen gilt das Dogma, dass ich der einzige Abtrünnige im Saal bin, trotz der mannigfaltigen Sünden, die von der anderen Seite begangen werden.

Die Wahrheit ist: Hätte ich genügend Geld, Zeit und Personal, würde ich tatsächlich sämtliche Geschworenen bestechen und/oder einschüchtern. Wenn der Staat mit seinen unbegrenzten Ressourcen einen Scheinprozess führt, in dem bei jeder Gelegenheit betrogen wird, ist Betrug legitim. Dann gibt es keine Chancengleichheit und keine Fairness, und die einzige ehrenhafte Alternative für den Verteidiger eines unschuldigen Mandanten ist der Betrug.

Wird ein Verteidiger beim Betrügen erappt, muss er oder sie mit Sanktionen des Gerichts rechnen, mit Abmahnung oder gar Klage durch die Anwaltskammer. Wird ein Staatsanwalt erwischt, dann wird er entweder wiedergewählt oder zum Richter befördert. Unser System zieht schlechte Staatsanwälte nicht zur Verantwortung.

Die Geschworenen versichern dem Richter, dass alles bestens sei. »Mr. Huver«, verkündet er in feierlichem Ton, »bitte rufen Sie Ihren nächsten Zeugen auf.« Nun sagt ein fundamentalistischer Pfarrer aus, der das alte Chrysler-Autohaus in den »World Harvest Temple« umgebaut hat und jetzt zu täglichen sogenannten Betathlons größere Menschenmengen um sich schar. Ich habe ihn einmal im Regionalfernsehen gesehen, und das hat mir gereicht. Er ist heute hier, weil er in einem seiner abendlichen Jugendgottesdienste auf Gardy getroffen sein will. Seiner Geschichte zufolge trug Gardy das T-Shirt einer Heavy-Metal-Band mit einer nicht näher benannten satanischen Botschaft, und mithilfe dieses T-Shirts habe der Teufel den Gottesdienst unterminieren können. Der spirituelle Unfrieden, der in der Luft gelegen habe, habe dem Herrgott nicht gefallen, doch dank göttlicher Weisung sei es ihm, dem Pfarrer, gelungen, die Quelle des Bösen zu verorten, woraufhin er die Musik gestoppt und Gardy hinausgeworfen habe.

Gardy sagt, er sei nie auch nur in der Nähe dieser Kirche gewesen. Er versichert, dass er in seinem ganzen achtzehnjährigen Leben nie in einer Kirche gewesen sei. Seine Mutter bestätigt das. Gardys Familie sind »fiese Heiden«, wie man hier auf dem Land sagt.

Warum die Aussage in diesem Mordprozess zugelassen wird, ist ganz und gar unbegreiflich, denn sie ist absurd und grenzenlos dumm. Angenommen, es kommt zu einer Verurteilung, wird dieser ganze Mist in etwa zwei Jahren von einem leidenschaftslosen Revisionsgericht in hundertfünfzig Kilometer Entfernung erneut durchgesehen werden. Die neuen Richter, die auch nur unwesentlich intelligenter sind als Kaufman – man wird ja bescheiden –, werden mit trüben Augen auf diesen Provinzpfarrer und seine Lügengeschichte über einen Vorfall blicken, der angeblich dreizehn Monate vor den Morden stattgefunden hat.

Einspruch, Euer Ehren. Abgewiesen. Einspruch, Euer Ehren! Abgewiesen!

Huver braucht jedoch den Satan für seine These. Nachdem Richter Kaufman vor einigen Tagen alles erlaubt hat, ist jetzt alles möglich. Allerdings nur so lange, bis ich mit meinen Zeugen komme. Wenn wir Glück haben, werden von uns vielleicht hundert Worte in die Akten aufgenommen.

Der Pfarrer hat Steuerschulden in einem anderen Staat. Er weiß nicht, dass ich das herausgefunden habe, und so werden wir beim Kreuzverhör ein bisschen Spaß haben. Nicht dass das etwas ändern wird. Die Jury hat längst abgeschlossen. Gardy ist ein Monster, das in die Hölle gehört. Ihre Aufgabe ist es, ihn möglichst schnell dort hinzuschicken.

Er beugt sich zu mir und flüstert: »Mr. Rudd, ich schwöre, ich war nie in der Kirche.«

Ich nicke lächelnd, weil das alles ist, was ich tun kann. Ein Verteidiger darf nicht immer glauben, was ihm sein Mandant erzählt, doch wenn Gardy sagt, dass er nie in der Kirche war, glaube ich ihm.

Der Pfarrer ist ein Choleriker, und ich habe ihn recht schnell auf hundertachtzig. Ich nutze die nicht bezahlte Steuer, um ihn zu reizen, und sobald er richtig sauer ist, bleibt er das auch. Ich verwickle

ihn in Debatten über die Unfehlbarkeit der Bibel, die Dreifaltigkeit, die Apokalypse, darüber, wie es ist, in fremden Zungen zu sprechen, mit Schlangen zu spielen, Gift zu trinken, und darüber, wie viel Einfluss satanische Sekten in der Gegend um Milo haben. Huver brüllt »Einspruch!«, Kaufman gibt statt. Einmal schließt der Pfarrer mit rot angelaufenem Gesicht frömmelerisch die Augen und hebt die Hände hoch über den Kopf. Instinktiv ducke ich mich und sehe zur Decke, als ob mich gleich der Blitz treffen könnte. Später nennt er mich »Atheist« und prophezeit mir, ich würde in die Hölle fahren.

»Sie haben also die Macht, Leute in die Hölle zu schicken?«, feuere ich zurück.

»Gott sagt mir, dass Sie in die Hölle kommen werden.«

»Dann schalten Sie ihn auf Lautsprecher, damit wir das alle hören können.«

Zwei Geschworene grinsen. Wir haben den ganzen Vormittag mit diesem scheinheiligen kleinen Arschloch und seiner Falschaussage verschwendet, doch er ist nicht der erste Einheimische, der sich einen Weg in diesen Prozess gebahnt hat. Die Stadt ist voll mit Möchtegern-Helden.

4

Die Mittagspause ist immer ein Genuss. Da es für uns nicht sicher ist, den Saal, geschweige denn das Gebäude zu verlassen, bleiben Gardy und ich am Tisch der Verteidigung sitzen und essen dort ein Sandwich. Wir bekommen das gleiche Essen wie die Jury. Es werden sechzehn Mahlzeiten gebracht; sie werden gemischt, dann werden unsere beiden willkürlich ausgewählt und die übrigen an die Geschworenen verteilt. Das war meine Idee, weil ich ungern vergiftet

werden möchte. Gardy hat keinen Schimmer von alledem, er ist einfach nur hungrig. Er sagt, das Essen im Gefängnis sei so, wie man es erwarte, und er traue den Wärtern nicht. Folglich isst er dort gar nichts und lebt praktisch nur von diesem Sandwich. Ich habe Richter Kaufman gefragt, ob das County vielleicht die Portion vergrößern und dem Jungen zwei Gummihuhn-Sandwichs mit extra Pommes und Gurken geben könne. Mit anderen Worten, zwei Portionen statt einer. Abgelehnt.

Und so bekommt Gardy die Hälfte meines Sandwichs und alle meine kosher eingelegten Gurken. Wenn ich nicht selbst kurz vor dem Verhungern wäre, würde ich ihm meine komplette Portion geben.

Partner kommt und geht im Verlauf des Tages. Er will unseren Transporter nicht zu lange an einer Stelle stehen lassen, um aufgeschlitzte Reifen und eingeschlagene Scheiben zu vermeiden. Außerdem hat er ein paar Aufgaben zu erledigen, unter anderen die, sich gelegentlich mit dem Bischof zu treffen.

In Fällen, bei denen ich auf vermintes Gebiet muss, also etwa in eine Kleinstadt, die sich längst verbündet hat, um einen der ihren für ein schreckliches Verbrechen zu töten, dauert es eine Weile, bis ich einen Kontakt gefunden habe. Der Kontakt ist stets ein Anwalt, ortsansässig, der ebenso wie ich wöchentlich Kriminelle und Arschlöcher gegen Polizei und Staatsanwaltschaft verteidigt. Irgendwann meldet sich der Kontakt, vorsichtig, weil er fürchtet, als Verräter entlarvt zu werden. Er weiß, was wirklich passiert ist, zumindest ungefähr. Er kennt die Beteiligten, die Bösewichte und den einen oder anderen Guten. Da sein Überleben davon abhängt, dass er mit Polizei, Gerichtsangestellten und Staatsanwaltschaft auskommt, kennt er das System.

In Gardys Fall heißt mein Maulwurf Jimmy Bressup. Wir nennen ihn »Bischof«. Ich bin ihm nie begegnet. Wir halten Kontakt über Partner, und die beiden treffen sich an den ausgefallensten Orten.

Partner sagt, er sei um die sechzig, habe langes, schütteres graues Haar, fluche gern lautstark, kleide sich schlecht, sei streitlustig und dem Alkohol zugetan. »Eine ältere Version von mir?«, fragte ich. »Nicht ganz«, erwiderte er weise. Trotz seines großen Mundwerks und Gepolters wagt es der Bischof nicht, Gardys Verteidiger zu nahe zu kommen.

Der Bischof sagt, Huver und seine Bande wüssten inzwischen, dass sie den Falschen haben; sie hätten aber zu viel investiert, um ihren Irrtum jetzt noch zuzugeben. Er meint, es habe vom ersten Tag an Gerüchte über den wahren Täter gegeben.

5

Es ist Freitag, und alle im Saal sind erschöpft. Ich rede eine Stunde lang auf einen pickligen, dummen kleinen Rotzlöffel ein, der behauptet, bei dem Jugendgottesdienst gewesen zu sein, wo Gardy angeblich die Dämonen gerufen und den Frieden gestört habe. Ganz ehrlich, ich habe schon wirklich üble Falschaussagen erlebt, aber das hier übertrifft alles. Nicht nur, dass die Aussage falsch ist, sie ist auch noch völlig irrelevant. Kein anderer Staatsanwalt würde sich damit aufhalten. Kein anderer Richter würde sie überhaupt zulassen. Kaufman verkündet schließlich eine Vertagung der Verhandlung über das Wochenende.

Gardy und ich treffen uns wieder in der Wartezelle, wo er seinen Gefängnisoverall anzieht, während ich Gemeinplätze von mir gebe und ihm ein schönes Wochenende wünsche. Ich reiche ihm zehn Dollar für die Snackautomaten. Er sagt, dass morgen seine Mutter kommen und ihm Zitronenkekse bringen werde, seine Lieblingskekse. Manchmal ließen die Wärter die Kekse durchgehen, erzählt er, manchmal behielten sie sie. Man wisse es nie genau. Die Wärter

wiegen jeder etwa hundertvierzig Kilo, sie werden die gestohlenen Kalorien wohl brauchen. Ich trage Gardy auf, er soll sich übers Wochenende duschen und die Haare waschen.

»Mr. Rudd«, sagt er. »Wenn ich eine Rasierklinge finde, bin ich weg.« Er fährt sich mit dem Zeigefinger über das Handgelenk.

»Sag so was nicht, Gardy.« Er hat das schon öfter gesagt, und er meint es ernst. Der Junge hat nichts, wofür es sich zu überleben lohnt, und er ist schlau genug, um zu wissen, was auf ihn zukommt. Ein Blinder mit Krückstock würde das sehen. Wir geben uns die Hand, und ich eile die Treppe hinunter. Partner und die Polizeibeamten erwarten mich am Hinterausgang und begleiten mich zum Wagen. Wieder mal geschafft, heil rauszukommen.

Außerhalb von Milo nicke ich ein und schlafe bald fest. Zehn Minuten später vibriert mein Telefon, und ich nehme ab. Wir folgen dem Polizeiwagen zu unserem Motel, wo wir unsere Sachen packen und auschecken. Bald sind wir allein und auf dem Weg in die Stadt.

»Hast du den Bischof gesehen?«, frage ich Partner.

»Ja. Es ist Freitag, und ich denke, er fängt freitags gegen Mittag an zu trinken. Nur Bier, das war ihm wichtig mitzuteilen. Also habe ich ein Sixpack gekauft, und wir sind rumgefahren. Die Kneipe ist ein echtes Bumslokal, Richtung Osten, am Stadtrand. Er meint, Peeley ist dort Stammgast.«

»Du hattest also auch schon ein paar Bier? Soll ich fahren?«

»Nur eins, Chef. Ich habe dran genippt, bis es irgendwann warm war. Der Bischof hat seine geleert, solange sie kalt waren. Drei Flaschen hintereinander.«

»Sollen wir diesem Mann glauben?«

»Ich mache nur meine Arbeit. Einerseits ist er glaubwürdig, weil er sein ganzes Leben hier verbracht hat und jeden kennt. Andererseits sondert er so viel Mist ab, dass man ihm am liebsten kein Wort abkaufen würde.«

»Wir werden sehen.« Ich schliesse die Augen und versuche, wieder zu schlafen. Während eines Mordprozesses ist an Schlaf praktisch nicht zu denken, und ich habe gelernt, jede Gelegenheit für ein Nickerchen zu nutzen. In der Mittagspause habe ich mir zehn Minuten auf einer harten Sitzbank im Gerichtssaal gegönnt, nachdem ich morgens um drei in meinem schäbigen Motelzimmer hellwach auf und ab gewandert bin. Oft döse ich mitten im Satz ein, während Partner am Steuer sitzt und der Motor schnurrt.

Irgendwann auf dem Weg zurück in unsere Version von Zivilisation nicke ich ein.

6

Es ist der dritte Freitag im Monat, und an diesem Abend habe ich regelmäßig ein Date, wenn man zwei Drinks in einem Lokal mit einer Frau so bezeichnen möchte. Es fühlt sich jedenfalls mehr an, als müsste ich zu einer Wurzelbehandlung. Die Wahrheit ist, dass Judith Whitly unter anderen Umständen nicht einmal unter vorgehaltener Waffe mit mir ausgehen würde, und diese Gefühle beruhen auf Gegenseitigkeit. Doch wir haben eine gemeinsame Vergangenheit. Wir treffen uns immer in derselben Bar, an dem Tisch, wo wir in einem anderen Leben zum ersten Mal zusammen gegessen haben. Mit Nostalgie hat das nichts zu tun, mehr mit Bequemlichkeit. Die Bar gehört zu einer Kette, doch das Ambiente ist nicht schlecht, und an Freitagabenden ist immer viel los.

Judith kommt immer als Erste und besetzt unsere Nische. Erst wenn sie allmählich ungeduldig wird, erscheine ich. Sie ist noch nie zu spät gekommen und betrachtet Unpünktlichkeit als Schwäche. Ihrer Ansicht nach zeige ich viele Anzeichen von Schwäche. Sie ist Anwältin wie ich, und so haben wir uns auch kennengelernt.

»Du siehst fertig aus«, sagt sie ohne eine Spur von Mitgefühl. Ihr Gesicht weist ebenfalls Spuren von Müdigkeit auf, dennoch ist sie mit ihren neununddreißig Jahren immer noch umwerfend schön. Jedes Mal wenn ich sie sehe, weiß ich wieder, warum es mich damals so hart getroffen hat.

»Danke. Du siehst toll aus wie immer.«

»Danke.«

»Noch zehn Tage, dann geht uns der Sprit aus.«

»Irgendwas Positives?«

»Noch nicht.« Sie weiß grundsätzlich über Gardys Fall und den Prozess Bescheid, und sie kennt mich. Wenn ich glaube, dass der Junge unschuldig ist, reicht ihr das. Doch sie hat ihre eigenen Mandanten, die ihr den Schlaf rauben. Wir bestellen das Gleiche wie immer, sie ein Glas Chardonnay und ich Whiskey Sour.

Wir trinken zwei Gläser in einer knappen Stunde, dann war's das wieder für einen Monat. »Wie geht's Starcher?«, frage ich. Ich hoffe immer noch, dass mir der Name meines Sohnes eines Tages über die Lippen geht, ohne dass ich mich fast übergeben muss. Mein Name auf seiner Geburtsurkunde weist mich als seinen Erzeuger aus, doch ich war nicht in der Nähe, als er zur Welt kam. Deshalb hat Judith den Namen gewählt. Es sollte ein Nachname sein, falls er überhaupt jemals benutzt wird.

»Gut«, sagt sie süffisant, weil sie das Leben des Kindes voll und ganz teilt und ich nicht. »Ich habe letzte Woche mit seiner Lehrerin gesprochen, und sie ist zufrieden mit seinen Fortschritten. Sie meint, er ist ein ganz normaler Zweitklässler, liest gut und hat Spaß am Leben.«

»Das freut mich«, sage ich. Das Schlüsselwort in diesem kurzen Bericht ist »normal«, und zwar wegen unserer gemeinsamen Vergangenheit. Starcher hat alles andere als eine normale Kindheit. Er verbringt die Hälfte der Zeit mit Judith und ihrer Lebensgefährtin und die andere Hälfte mit ihren Eltern. Vom Kreißsaal hat Judith

das Baby mit in die Wohnung genommen, die sie mit Gwyneth teilte, der Frau, für die sie mich verlassen hatte. Die folgenden drei Jahre versuchten die zwei, Starcher offiziell zu adoptieren, wogegen ich mich mit Klauen und Zähnen wehrte. Ich habe überhaupt nichts dagegen, wenn gleichgeschlechtliche Paare Kinder adoptieren. Ich konnte nur Gwyneth nicht ausstehen. Und ich behielt recht. Es dauerte nicht lange, und die beiden trennten sich nach einem heftigen Streit, den ich von meiner linken Ecke aus weidlich genoss.

Doch es wird noch komplizierter. Die Getränke kommen, aber wir warten nicht aufeinander, um uns höflich »zum Wohl« zu wünschen. Das wäre nur Zeitverschwendung. Wir brauchen den Alkohol sofort.

Ich überbringe schlechte Nachrichten. »Meine Mutter kommt nächste Woche, und sie möchte Starcher gern sehen. Schließlich ist er ihr Enkelkind.«

»Das weiß ich«, faucht sie. »Es ist dein Wochenende. Du kannst machen, was du willst.«

»Das stimmt, aber du verkomplizierst die Dinge gern. Ich will nur keinen Ärger, das ist alles.«

»Deine Mutter ist der personifizierte Ärger.«

Das sind wahre Worte, und ich nicke ergeben. Es wäre eine dramatische Untertreibung zu sagen, dass Judith und meine Mutter sich von Beginn an gehasst haben. Es ging so weit, dass meine Mutter drohte, sie würde mich enterben, wenn ich Judith heiratete. Zu dem Zeitpunkt hatte ich selbst schon meine Zweifel an unserer Beziehung und einer gemeinsamen Zukunft, und diese Drohung bestärkte mich. Ich rechne zwar damit, dass meine Mutter mindestens hundert wird, doch ihr Nachlass ist ein Traum. Ein Typ mit meinem Einkommen braucht etwas, wovon er träumen kann.

Eine Fußnote in dieser Geschichte ist, dass meine Mutter ihr Testament oft benutzt, um ihre Kinder zu gängeln. Meine Schwester

wurde enterbt, weil sie einen Republikaner geheiratet hat. Zwei Jahre später wurde der Republikaner, der in Wahrheit ein richtiger Kerl ist, Vater der tollsten Enkelin der Weltgeschichte. Und jetzt ist meine Schwester wieder als Erbin eingesetzt. Das nehmen wir zumindest an.

Jedenfalls stand ich kurz davor, mit Judith Schluss zu machen, als sie mit der niederschmetternden Nachricht kam, dass sie schwanger sei. Statt ihr die Gretchenfrage zu stellen, akzeptierte ich meine Vaterschaft ohne Weiteres. Später erfuhr ich die brutale Wahrheit, nämlich dass sie zu der Zeit schon mit Gwyneth zusammen war. Ein echter Schlag unter die Gürtellinie. Bestimmt hat es Anzeichen gegeben, dass meine Liebste in Wirklichkeit eine Lesbe ist, doch die sind mir allesamt entgangen.

Wir heirateten, worauf Mom postwendend erklärte, sie werde ihr Testament umschreiben lassen und ich würde keinen Cent sehen. Fünf quälende Monate lang lebten wir mehr oder weniger zusammen, fünfzehn weitere dauerte unsere Ehe offiziell, dann trennten wir uns, um nicht endgültig den Verstand zu verlieren. Starcher wurde mitten in den Rosenkrieg hineingeboren, ein Kollateralschaden von Geburt an, und seither fauchen wir uns gegenseitig an. Unser Ritual, einmal im Monat etwas zusammen trinken zu gehen, ist eine Hommage an zivilisiertes Benehmen.

Ich glaube, meine Mutter hat mich inzwischen wieder ins Testament aufgenommen.

»Und was möchte die Omi mit meinem Kind unternehmen?«, fragt sie. Es ist nie »unser« Kind. Sie hat noch nie widerstehen können, diese kindischen kleinen Spitzen gegen mich loszulassen. Sie kratzt am Wundschorf, aber nicht auf clevere Art und Weise. Es ist praktisch unmöglich, darauf nicht zu reagieren; doch ich habe gelernt, mir auf die Zunge zu beißen. Meine Zunge hat schon Narben.

»Ich glaube, sie wollen in den Zoo.«

»Sie geht immer mit ihm in den Zoo.«

»Was ist so schlimm daran, in den Zoo zu gehen?«

»Na ja, nach dem letzten Mal hatte er Albträume mit Pythons.«

»Okay, ich werde sie bitten, etwas anderes mit ihm zu unternehmen.« Und schon macht sie wieder Ärger. Was ist falsch daran, mit einem halbwegs normalen Siebenjährigen in den Zoo zu gehen? Ich weiß nicht, warum wir uns immer noch sehen.

»Was macht die Kanzlei?«, frage ich mit derselben voyeuristischen Neugier, mit der man einen Autounfall beobachtet. Es ist einfach unwiderstehlich.

»Gut«, sagt sie. »Das übliche Chaos.«

»Du brauchst ein paar Jungs in diesem Büro.«

»Wir haben auch so schon genug Probleme.« Die Bedienung sieht, dass unsere Gläser leer sind, und geht Nachschub holen. Die erste Runde ist immer im Nu weg.

Judith ist eine von vier Partnerinnen in einer Kanzlei mit zehn Frauen, alle militante Lesben. Die Kanzlei hat sich auf gleichgeschlechtliches Recht spezialisiert – Diskriminierung am Arbeitsplatz, bei der Wohnungssuche, in der Schule und beim Arzt. Zuletzt haben sie auch schwule Scheidungen ins Angebot aufgenommen. Sie sind gute Anwältinnen, hart im Verhandeln und vor Gericht, immer auf dem Kriegspfad und häufig in den Nachrichten. Die Kanzlei pflegt das Image, der Gesellschaft den Kampf angesagt zu haben und sich nicht einschüchtern zu lassen. Die öffentlichen Schlachten sind allerdings bei Weitem nicht so schrill wie die internen.

»Ich könnte als Seniorpartner einsteigen«, schlage ich im Scherz vor, um die Stimmung zu heben.

»Du würdest keine zehn Minuten durchhalten.« Kein Mann würde zehn Minuten in dieser Kanzlei durchhalten. Männer meiden die Kanzlei nach Möglichkeit. Wenn ein Mann nur den Namen hört, sucht er das Weite. Ordentliche Kerle, die einfach nur beim Rumbumsen erwischt wurden, sind ihretwegen von der Brücke gesprungen.

»Wahrscheinlich hast du recht. Vermisst du eigentlich Sex mit dem anderen Geschlecht?«

»Im Ernst, Sebastian, willst du wirklich über Heterosex reden, nach einer misslungenen Ehe und einem ungewollten Kind?«

»Ich mag Heterosex. Du etwa nicht? Du hast immer den Eindruck gemacht, als würde es dir gefallen.«

»Ich hab nur so getan.«

»Nein. Du warst im Bett immer eine Wucht, wenn ich mich recht entsinne.« Ich kenne zwei Männer, die mit ihr geschlafen haben, bevor ich auftauchte. Nach mir floh sie zu Gwyneth. Ich habe mich oft gefragt, ob ich so schlecht im Bett war, dass sie das Team gewechselt hat. Ich bezweifle das. Aber ich muss zugeben, dass sie einen guten Geschmack hat. Ich habe Gwyneth zwar gehasst und hasse sie immer noch, doch die Frau zieht auf der Straße alle Blicke auf sich. Judiths aktuelle Lebensgefährtin, Ava, war früher Unterwäschemodel für ein Kaufhaus der Stadt. Ich erinnere mich an ihre Werbebilder in der Sonntagszeitung.

Die zweite Runde Getränke kommt, und wir greifen sofort danach.

»Wenn du über Sex reden willst, gehe ich«, sagt sie kühl.

»Entschuldige. Weißt du, ich denke immer an Sex, wenn ich dich sehe. Aber das ist mein Problem, nicht deins.«

»Hol dir Hilfe.«

»Ich brauche keine Hilfe. Ich brauche Sex.«

»Soll das eine Anmache sein?«

»Hätte es denn Aussicht auf Erfolg?«

»Nein.«

»Dachte ich mir.«

»Hast du noch Kämpfe heute?«, fragt sie, um das Thema zu wechseln, und ich spiele mit.

»Ja.«

»Du bist krank, weißt du. Das ist so ein brutaler Sport.«

»Starcher meint, er will mal mit.«

»Wenn du ihn mitnimmst, siehst du ihn nie wieder.«

»Entspann dich. War nur ein Witz.«

»Du machst vielleicht Witze, aber krank bist du trotzdem.«

»Danke. Trink noch was.« Eine wohlgeformte Asiatin in einem kurzen, engen Rock geht vorbei, und wir sehen ihr beide nach. »Erster«, scherze ich.

Der Alkohol beginnt zu wirken – bei ihr dauert es länger, weil sie von Natur aus aufgedreht ist –, und Judith bringt ein Lächeln zustande, zum ersten Mal an diesem Abend. Vielleicht zum ersten Mal seit einer Woche. »Bist du mit jemandem zusammen?«, fragt sie in deutlich sanfterem Ton.

»Nicht seit wir uns zuletzt getroffen haben«, sage ich. »Zu viel Arbeit.« Meine letzte Freundin hat sich vor drei Jahren verabschiedet. Hin und wieder lande ich einen Treffer, doch ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass ich nach einer ernsthaften Beziehung Ausschau halte.

Es entsteht eine lange, schwere Pause, und wir fangen an, uns zu langweilen. Als wir unsere Gläser bis auf ein paar Tropfen geleert haben, sind wir wieder bei Starcher und meiner Mutter und dem nächsten Wochenende, vor dem es uns beiden jetzt graut.

Wir verlassen die Bar zusammen, küssen uns pflichtschuldig auf die Wange und verabschieden uns. Wieder ein Punkt abgehakt.

Ich habe sie geliebt, dann habe ich sie gehasst. Inzwischen mag ich Judith fast, und wenn wir diese monatlichen Treffen beibehalten, können wir vielleicht Freunde werden. Das ist mein Ziel, denn ich brauche einen Freund, der versteht, was ich tue und warum.

Außerdem wäre das auch viel besser für unseren Sohn.

Ich wohne im vierundzwanzigsten Stock eines Apartmenthauses in der Innenstadt mit Blick auf den Fluss. Ich finde es schön hier oben, weil ich meine Ruhe habe und mich sicher fühle. Wenn jemand meine Wohnung in Brand stecken oder in die Luft jagen will, wäre das kaum möglich, ohne das ganze Haus zu zerstören. Es gibt Kriminalität im Stadtzentrum, und das Gebäude ist großzügig mit Videoüberwachung und bewaffneten Sicherheitsleuten ausgestattet. Das vermittelt mir ein Gefühl der Sicherheit.

Auf die Doppelhaushälfte, wo ich früher gewohnt habe, und mein altes Büro wurde vor fünf Jahren geschossen. Die Täter hat man nie gefunden, aber ich habe den Eindruck, dass die Polizei auch nie wirklich gesucht hat. Wie gesagt, meine Klientel ruft Hassgefühle hervor. Es gibt Menschen, die mich leiden sehen wollen. Manche davon verstecken sich hinter einer Marke oder tragen Uniform.

Meine Wohnung ist hundert Quadratmeter groß, hat zwei kleine Zimmer, eine noch kleinere Küche, die selten benutzt wird, und einen Wohnbereich, der kaum groß genug ist für mein einziges richtiges Möbelstück. Ich bin nicht sicher, ob man einen antiken Poolbillardtisch überhaupt als Möbel bezeichnet, aber es ist meine Wohnung, und ich kann das Ding nennen, wie ich will. Der Tisch ist drei Meter lang, Turniermaß, und wurde 1884 von der Oliver L. Briggs Company in Boston gebaut. Ich habe ihn bei einem Fall gewonnen, ihn restaurieren und in meinem Wohnzimmer sorgfältig zusammensetzen lassen. An normalen Tagen oder wenn ich mich nicht gerade in billigen Motels vor Todesdrohungen verstecke, lege ich mir die Kugeln zurecht und übe stundenlang. Gegen mich selbst Billard zu spielen dient mir als Ventil, Stressabbau und kostenlose Therapie gleichzeitig. Es ist außerdem eine Erinnerung an Hochschulzeiten, als ich Stammgast einer jahrzehntealten Kneipe namens *The Rack* war: eine altmodische Billardhalle mit

Tischen in langen Reihen, in Rauchschwaden gehüllt, mit Spucknapfen, billigem Bier, halbwegs harmlosem Glücksspiel und einer Kundschaft, die sich knallhart gibt, aber dennoch weiß, wie man sich benimmt. Curly, der Inhaber, ist ein alter Freund, der immer da ist und dafür sorgt, dass alles glattläuft.

Wenn die Schlaflosigkeit zuschlägt und mir die Decke auf den Kopf fällt, findet man mich oft im *Rack*, um zwei Uhr morgens 9-Ball spielen, glücklich und in einer anderen Welt.

Aber heute Abend wird es dazu nicht kommen. Beflügelt vom Whiskey, schlüpfte ich in die Wohnung und ziehe in aller Eile meine Kampfkleidung an – Jeans, schwarzes T-Shirt und eine schreiend gelbe Jacke, die um die Mitte spannt, praktisch im Dunkeln leuchtet und auf dem Rücken die Aufschrift »Tadeo Zapate« trägt. Ich binde mein ergrauendes Haar zu einem festen Pferdeschwanz zusammen, den ich in den T-Shirt-Kragen stecke. Als Brille wähle ich ein Modell mit hellblauem Rahmen. Ich rücke die Kappe zurecht, die genauso gelb ist wie die Jacke, und der Name »Zapate« steht auf der Stirn. Mit dieser Kostümierung dürfte heute Abend nichts schiefgehen. Es werden jede Menge harte Burschen da sein, Männer, die Ärger mit dem Gesetz hatten, haben oder noch haben werden, aber sie werden mich nicht zur Kenntnis nehmen.

Das ist ein weiterer trauriger Aspekt meines Lebens, dass ich abends häufig verkleidet aus dem Haus gehen muss – mit Kappen, Brillen, verborgenen Haaren oder sogar mit Filzhut.

Partner fährt mich zu der alten Stadthalle acht Querstraßen von meiner Wohnung entfernt und setzt mich in einer Einfahrt in der Nähe des Gebäudes ab. Aus dem Haupteingang strömen Menschen. Über den Vorplatz dröhnen Rap-Beats. Scheinwerferkegel schwenken wie wild von Fassade zu Fassade. Große Displays werben für Hauptattraktion und Nebenveranstaltungen.

Tadeo kämpft als Vierter, sein Kampf ist das letzte Warm-up vor dem Hauptevent von heute, einem Schwergewichtsduell, das viele

Tickets verkauft, weil der Favorit ein verrückter ehemaliger NFL-Spieler und in der Gegend bekannt ist. Ich bin mit fünfundzwanzig Prozent an Tadeos Karriere beteiligt, eine Investition, die mich letztes Jahr dreißigtausend Dollar gekostet hat, und er hat seither nicht verloren. Außerdem wette ich nebenher und schlage mich ganz gut dabei. Wenn er heute gewinnt, liegt sein Anteil bei sechstausend Dollar. Wenn er verliert, bei der Hälfte.

In einem Flur irgendwo tief unter der Halle höre ich, wie sich zwei Sicherheitsleute unterhalten. Einer behauptet, die Veranstaltung sei ausverkauft. Fünftausend Fans. Ich halte ihnen meine Legitimation hin und werde durch eine Tür gewinkt, dann noch eine. Beim Betreten der dunklen Kabine trifft mich die Anspannung wie ein Hammer. Heute Abend hat man uns die Hälfte eines langen Raumes zugewiesen. Tadeo ist im Begriff, sich in der Welt der Mixed Martial Arts einen Namen zu machen, und wir spüren alle, dass etwas Bedeutsames auf uns zukommt. Er liegt bäuchlings auf einer Massagebank, nackt bis auf die Boxershorts, kein Gramm Fett an seinem Neunundfünfzig-Kilo-Körper. Sein Cousin Leo knetet seine Schulterblätter. Die hellbraune Haut glänzt vom Massageöl. Ich durchquere auf leisen Sohlen den Raum und spreche mit Norberto, seinem Manager, Oscar, seinem Trainer, und Miguel, seinem Bruder und Trainingspartner. Sie lächeln, wenn sie mit mir sprechen, weil ich, der einsame Gringo, als der Mann gelte, der das Geld hat. Ich bin außerdem der Agent, der nicht nur die Verbindungen, sondern auch den Grips hat, Tadeo bei Wettkämpfen des UFC, des offiziellen MMA-Verbands, kämpfen zu lassen, wenn er weiterhin gewinnt. Es gibt noch ein paar andere Verwandte im Hintergrund, die aber im Grunde keine Rolle in Tadeos Leben spielen. Ich mag diese Anhängsel nicht. Sie sind nur dabei, weil sie irgendwann Geld sehen wollen. Doch nach sieben Siegen in Folge ist Tadeo der Ansicht, dass er eine große Entourage braucht. So wie die anderen auch.

Außer Oscar gehören alle zur gleichen Streetgang, einer mittelmäßig bedeutenden Organisation von Salvadorianern, die mit Kokain handeln. Tadeo ist Mitglied, seit er mit fünfzehn offiziell aufgenommen wurde, hat sich aber nie um eine Führungsposition bemüht. Stattdessen fand er irgendwo ein Paar alte Boxhandschuhe, ging damit in ein Studio und stellte alsbald fest, dass er aberwitzig schnelle Hände hat. Sein Bruder Miguel boxt ebenfalls, wenn auch nicht so gut wie Tadeo. Miguel leitet die Gang und gilt auf der Straße als harter Hund.

Je mehr Tadeo gewinnt, umso mehr verdient er, und umso mehr mache ich mir Sorgen wegen seiner Gang.

Ich beuge mich über ihn. »Wie geht's meinem Mann?«, frage ich leise.

Er öffnet die Augen, blickt auf, lächelt unvermittelt und zieht sich die Kopfhörer aus den Ohren. Die Massage endet abrupt, als er sich aufsetzt und die Beine über den Rand des Tisches baumeln lässt. Wir plaudern ein paar Minuten, und er versichert mir, dass er imstande sei, jemanden umzubringen. Braver Junge. Zu seinen Vorbereitungsritualen gehört, dass er sich eine Woche lang nicht rasiert, und mit seinem Zottelbart und dem schwarzen Haarwust erinnert er mich an den großen Roberto Duran. Doch Tadeos Wurzeln liegen in El Salvador, nicht in Panama. Er ist zweiundzwanzig, US-Bürger, und sein Englisch ist fast so gut wie sein Spanisch. Seine Mutter ist legal eingewandert und arbeitet in einer Kantine. Außerdem lebt sie mit einem Stall voll Kindern und Verwandten zusammen, und ich habe den Eindruck, dass das, was Tadeo einnimmt, auf viele Hände verteilt wird.

Immer wenn ich mit ihm spreche, bin ich heilfroh, dass ich nicht im Ring gegen ihn antreten muss. Er hat stechende schwarze Augen, die vor Wildheit und Blutrausch funkeln. Er ist auf der Straße aufgewachsen und hat sich mit jedem geprügelt, der ihm zu nahe kam. Ein älterer Bruder verlor bei einer Messerstecherei sein

Leben, und Tadeo hat Angst, auch zu sterben. Wenn er in den Käfig steigt, ist er davon überzeugt, dass einer der beiden Gegner sein Leben lassen wird, und zwar nicht er. Er hat bislang dreimal verloren, aber immer nach Punkten, noch nie durch K.o. Er trainiert vier Stunden am Tag, außerdem steht er kurz davor, seine Ju-Jutsu-Technik zu vervollkommen.

Seine Stimme klingt tief, und er spricht langsam. Das sind die Symptome des Lampenfiebers, wenn die Angst alle Gedanken vernebelt und der Magen rebelliert. Ich kenne das gut. Ich habe es am eigenen Leib erlebt. Es ist lange her, da bin ich beim Amateurboxen angetreten, bei einem Golden-Gloves-Turnier. Ich hatte vier von fünf Kämpfen gewonnen, als meine Mutter meine heimliche Leidenschaft entdeckte und zum Glück beendete. Aber ich habe es getan. Ich hatte den Mumm, in den Ring zu steigen und mich windelweich prügeln zu lassen.

Trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, was es bedeutet, in diesen Käfig zu steigen, zu einem Gegner, der auf den Punkt fit und technisch in Hochform ist, außerdem hungrig und mit Adrenalin vollgepumpt und an nichts anderes denken kann, als dir die Schulter aus dem Gelenk zu reißen, deine Knie zu zerquetschen, dir klaffende Wunden beizubringen oder einen Kinnhaken zu verpassen, der dir die Lichter ausbläst. Deshalb liebe ich diesen Sport. Man braucht mehr Courage, mehr echten Mut als bei jedem anderen Sport seit den Zeiten der Gladiatoren, die auf Leben und Tod kämpften. Sicherlich gibt es auch andere gefährliche Sportarten – Skirennen, Football, Eishockey, Boxen, Autorennen. Jährlich kommen mehr Menschen beim Reiten ums Leben als bei jeder anderen Sportart. Doch in diesen Disziplinen geht es nicht darum, sich willentlich zu verletzen. Wenn man in den Käfig klettert, weiß man, dass man verletzt werden wird, dass es schlimm, schmerzhaft, ja tödlich ausgehen kann. Die nächste Runde könnte immer die letzte sein.

Deshalb ist der Countdown so brutal. Die Minuten ziehen sich zäh hin, während die Gegner mit ihren Nerven, ihrem Magen und ihren Ängsten kämpfen. Das Warten ist das Schlimmste. Ich gehe nach ein paar Minuten, damit Tadeo sich wieder in sein Universum zurückziehen kann. Er hat mir einmal erzählt, dass er imstande ist, den Kampf zu visualisieren, dass er den Gegner auf der Matte liegen sieht, wie er blutüberströmt um Gnade winselt.

Ich suche meinen Weg durch das Labyrinth von Gängen in den unterirdischen Eingeweiden der Stadthalle, während über mir die Menschenmassen blutrünstige Sprechchöre anstimmen. Irgendwann finde ich die Tür zu dem kleinen Kellerbüro, das ich mit meiner eigenen kleinen Streetgang übernommen habe, um zu wetten. Wir sind zu sechst, und unser Wettclub nimmt niemanden mehr auf, weil wir nicht wollen, dass etwas nach draußen dringt. Manche benutzen ihre echten Namen, andere nicht. Slide zieht sich an wie ein Straßenzuhälter und hat schon wegen Mordes eingessen. Nino ist ein mittlerer Crystal-Meth-Importeur und war wegen Drogenhandels im Gefängnis. Johnny hat (noch) keine Vorstrafen und besitzt fünfzig Prozent des Kämpfers, gegen den Tadeo heute antreten wird. Denardo spielt gern auf seine Mafia-Verbindungen an, wobei ich bezweifle, dass seine kriminellen Aktivitäten besonders organisiert sind. Er träumt davon, in Las Vegas zu leben und Mixed-Martial-Arts-Events zu veranstalten. Frankie ist der alte Hase unter uns und seit Jahrzehnten eine feste Größe in der Kampfszene. Er gibt zu, dass ihn bei Käfigkämpfen die rohe Gewalt angezogen hat und ihn traditionelles Boxen inzwischen langweilt.

Das sind also meine Jungs. Ich würde mit keinem von ihnen offiziell Geschäfte machen, aber das tun wir hier ja nicht. Wir gehen über die Liste der Hauptkämpfe und platzieren dann unsere Angebote. Ich weiß, dass Tadeo Johnnys Kämpfer besiegen wird, also macht sich Johnny verständlicherweise Sorgen. Ich biete fünftausend Dollar auf Tadeo, aber keiner steigt ein. Auch bei dreitausend

noch nicht. Ich tadele sie, verwünsche, verspote sie, doch sie wissen, dass Tadeo einen Lauf hat. Johnny hat etwas zu verwetten, und ich schlage schließlich viertausend aus ihm heraus, darauf, dass sein Kämpfer nicht bis zur dritten Runde durchhält. Denardo will auch dabei sein und bietet ebenfalls viertausend. Wir schließen allerlei verschiedene Wetten ab, und Frankie, unser Schriftführer, notiert alles mit. Ich verlasse den Raum mit zwölftausend Dollar, die auf vier verschiedene Kämpfe gesetzt sind. Wenn die Kämpfe vorbei sind, treffen wir uns in diesem Raum wieder und verteilen die Gewinne, alles bar auf die Hand.

Während der ersten Kämpfe streife ich in der Halle herum, um die Zeit totzuschlagen. Die Anspannung unten in der Kabine ist nicht auszuhalten, solange die Uhr tickt. Ich weiß, dass Tadeo dort regungslos auf der Bank liegt, unter einer dicken Steppdecke, zur Jungfrau Maria betet und dreckigen Latino-Rap hört. Ich kann dazu nichts beitragen, also suche ich mir einen Sitzplatz auf einem der oberen Ränge, hoch über dem Käfig, und sehe mir die Show an. Die Halle ist ausverkauft, und die Fans sind laut und frenetisch wie immer. Käfigkämpfe sprechen die niederen Instinkte mancher Menschen an, mich eingeschlossen, und wir sind alle aus demselben Grund hier: Wir wollen sehen, wie sich die Kämpfer gegenseitig vernichten. Wir wollen blutende Augen und offene Wunden auf der Stirn sehen, Würgegriffe, Unterwerfungen, bei denen die Knochen krachen, und brutale Knock-out-Schläge, bei denen das Team sofort nach dem Arzt ruft. Das Ganze aufgegossen mit literweise billigem Bier und inmitten von fünftausend Irren, die nach Blut lechzen.

Irgendwann bahne ich mir einen Weg zurück in die Kabine, wo allmählich Leben in die Sache kommt. Die ersten beiden Kämpfe endeten mit frühen Knock-outs, es geht also rasch voran. Norberto, Oscar und Miguel ziehen ihre neongelbe Jacke an, wie ich sie auch trage, und dann ist das Team Zapate bereit, den langen Weg zum

Käfig anzutreten. Ich werde im Ring sein, zusammen mit Norberto und Oscar, wobei ich dort keine besonders große Rolle spiele. Ich Sorge dafür, dass Tadeo Wasser hat, während Norberto ihm in Schnellfeuerspanisch Anweisungen zubrüllt. Oscar kümmert sich um eventuelle Gesichtswunden. Sobald wir unten ankommen, passiert alles wie in Trance. Im Tunnel greifen betrunkene Fans nach Tadeo und rufen seinen Namen. Polizisten machen uns den Weg frei, indem sie die Menschen zurückdrängen. Das Getöse ist ohrenbetäubend, und nicht alle brüllen für Tadeo. Sie wollen mehr, sie wollen einen weiteren Kampf, möglichst einen auf Leben und Tod.

Vor dem Käfig prüft ein Offizieller Tadeos Handschuhe und schmiert ihm Öl ins Gesicht, ehe er grünes Licht gibt. Der Sprecher kündigt seinen Namen an, und unser Mann stürmt in seinem leuchtend gelben Outfit in den Käfig. Sein Gegner heute lässt sich »Schakal« nennen, der richtige Name ist unbekannt und spielt auch keine Rolle. Er ist ein Bodenkampfspezialist, groß, weiß, hat nicht viel Muskelmasse, doch der Eindruck kann täuschen. Ich habe ihn bislang dreimal kämpfen sehen, und er ist clever und hinterhältig. Er hat eine gute Abwehr und zielt immer auf einen Takedown. Seinen letzten Gegner hat er zu einer Brezel gewickelt, bis er um Gnade winselte. Im Moment hasse ich den Schakal, doch im Grunde bewundere ich ihn grenzenlos. Wer imstande ist, in diesen Käfig zu klettern, hat ganz unbestritten überdurchschnittlich viel Mumm.

Die Glocke läutet zur ersten Runde, es folgen drei Minuten wilde Raserei. Tadeo, der Boxer, geht sofort auf seinen Gegner los, und der Schakal weicht zurück. Eine Minute lang jabben und sparen beide, dann klammern sie, ohne Folgen. Wie alle anderen fünftausend Fans brülle ich mir die Seele aus dem Leib, ohne zu wissen, warum. Tipps zu geben wäre sinnlos, außerdem hört Tadeo ohnehin nichts. Sie gehen krachend zu Boden, und der Schakal nimmt ihn in eine Beinklammer. Eine endlos scheinende Minute lang passiert

nichts, außer dass sich Tadeo windet und krümmt. Irgendwann befreit er sich und landet einen scharfen linken Haken auf der Nase des Schakals. Endlich spritzt Blut. Keine Frage, dass mein Mann der bessere Kämpfer ist, aber ein Fehler genügt, und sein Arm ist verdreht und er wehrlos. Zwischen den Runden bombardiert Norberto Tadeo mit Anweisungen, doch der hört nicht zu. Er weiß mehr über das Kämpfen als wir alle, und er hat seinen Gegner längst durchschaut. Als es zur zweiten Runde läutet, packe ich ihn am Arm und brülle ihm ins Ohr: »Mach ihn jetzt fertig, dann gibt's zwei Riesen extra.« Das hört er.

Nachdem der Schakal die erste Runde verloren hat, macht er wie viele Kämpfer in der zweiten besonders viel Druck. Er will den Nahkampf, er will seine drahtigen Arme zu einer tückischen Todesklammer schlingen, doch Tadeo weiß sofort, was er vorhat. Dreißig Sekunden vergehen, dann landet Tadeo eine klassische Rechtslinks-Kombination, die den Schakal von den Beinen holt. Dann aber macht Tadeo einen beliebten Fehler, indem er sich sofort auf den Gegner werfen will wie ein Sturzbomber beim Angriff. Der Schakal tritt ihn mit dem rechten Fuß knapp über die Weichteile, doch er bleibt stehen, während der Schakal sich wieder auf die Beine rappelt. Eine Sekunde lang sind beide außer Gefecht gesetzt. Dann fangen sie sich wieder und beginnen, einander zu umkreisen. Tadeo findet in seinen Boxerrhythmus und fängt an, den Schakal mit Jabs zu traktieren, denen der nichts entgegenzusetzen hat. Er schlägt ihm eine Wunde über dem rechten Auge, die er mit unerbittlichen Treffern immer weiter öffnet. Der Schakal hat die üble Angewohnheit, einen wilden linken Haken vorzutäuschen, ehe er sich wegduckt und in die Knie geht. Er macht das so oft, dass er für Tadeo berechenbar wird, der den passenden Moment abwartet, um seinen besten Trick auszupacken, einen rückwärtsgerichteten Ellbogenspin, der besondere Courage verlangt, weil man für einen Sekundenbruchteil dem Gegner den Rücken zudrehen muss. Der

Schakal reagiert zu langsam, und Tadeos rechter Ellbogen kracht in seine rechte Wange. Lichter aus. Noch ehe er auf der Matte aufschlägt, ist der Schakal bewusstlos. Die Regeln würden es Tadeo erlauben, noch ein paarmal auf ihn draufzuspringen, um sicherzugehen, dass er wirklich ausgeknockt ist. Aber wozu? Stattdessen baut Tadeo sich in der Ecke auf, reckt die Arme hoch und bewundert sein Werk, während der Schakal am Boden liegt, regungslos wie eine Leiche. Der Ringrichter pfeift eilig ab.

Nervös warten wir, während man versucht, den Schakal wieder zu Bewusstsein zu bringen. Die Menge will seinen Abtransport sehen, ein Opfer, etwas, worüber sie am nächsten Tag bei der Arbeit reden können, doch irgendwann kommt er wieder zu sich und sagt etwas. Er setzt sich auf, und wir entspannen uns. Zumindest versuchen wir das. Es ist nicht einfach, ruhig zu bleiben, wenn um einen herum die Hölle tobt, viel Geld auf dem Spiel steht, fünftausend Irre mit den Füßen stampfen.

Der Schakal kommt auf die Beine, und die Irren buhen.

Tadeo tritt auf ihn zu, sagt etwas Nettes, und sie schließen Frieden.

Auf dem Weg aus dem Käfig bin ich hinter Tadeo und sehe lächelnd zu, wie er die Hände seiner Fans abklatscht und in seinem erneuten Sieg schwelgt. Er hat ein paar ungeschickte Bewegungen gemacht, die ihn bei einem besseren Gegner den Kopf gekostet hätten, doch alles in allem war es wieder ein vielversprechender Kampf. Ich versuche, den Augenblick zu genießen, und denke an die Zukunft, wie viel wir gewinnen könnten und dass man sogar ein paar Sponsoren ins Boot holen könnte. Er ist der vierte Kämpfer, in den ich Geld stecke, und der erste, der sich auszahlt.

Kurz bevor wir die Halle verlassen, um in den Tunnel zu treten, höre ich eine weibliche Stimme rufen. »Mr. Rudd! Mr. Rudd!«

Es dauert ein paar Sekunden, bis ich begreife, dass ich gemeint bin, denn eigentlich sollte mich hier niemand kennen. Ich trage

